

Hermann BAUSINGER

## KULTUR KONTRASTIV - EXOTISMUS UND INTERKULTURELLE KOMUNIKATION

### Übersicht:

Das Konstrastive als Modus der Erfahrung wird besonders bei der Vermittlung und dem Verständnis einer fremden Kultur bedeutsam. Die Entwicklung reicht vom Exotismus bis zur interkulturellen Kommunikation. Als binnenexotisches Beispiel führt der Autor die Entdeckung und Exotisierung Tirols zu Beginn des 19. Jahrhunderts an. Dabei wird die komplizierte Beziehung zwischen Exotismus und interkultureller Kommunikation genauer aufgezeigt. In dem folgenden Abschnitt "Fremde als Lernfeld" kommt die Situation des Fremdsprachenlernalters zur Sprache, wobei auf die verschiedenen Interferenzerscheinungen hingewiesen wird. Für den Fremdsprachenunterricht selbst fordert der Autor Kooperation: interkulturelle Kommunikation als Kommunikation über Kulturen. Im letzten Kapitel schließlich geht der Autor auf die Situation und Probleme der Arbeitsmigranten ein.

### Präliminare

Einleitende Demutsformeln transportieren oft mehr an Koketterie als an Information. Trotzdem kann ich hier nicht ganz darauf verzichten. Mir liegt an der Feststellung, daß ich dem inneren Kreis der DaF-Fachleute nicht angehöre (was man schon an meiner Aussprache "De-A-Eff" erkennen kann, von meinen unseligen Assoziationen an die "Deutsche Arbeits-Front" ganz zu schweigen) und daß ich den Verästelungen des Faches Deutsch als Fremdsprache nicht immer folgen kann.

In einer Mischung aus allgemeiner Verunsicherung und Übermut habe ich mir ausgemalt, wie eine Besprechung meines Vortrags in einer der Fachzeitschriften aussehen könnte: "Beim Thema 'Kultur kontrastiv' hätte man erwarten können,

\*) Eröffnungsvortrag zur 14. Jahrestagung Deutsch als Fremdsprache, 22. - 24. Mai 1986, Universität Tübingen. Das Referat erscheint in "Materialien DaF" und wurde uns freundlicherweise zur Verfügung gestellt.

daß der Referent auf Engel 1981 und 1983, Krumm 1983 (freilich unter Berücksichtigung von Fluck 1984) eingeht. Er hat sich mit diesen Forschungen aber ebensowenig auseinandergesetzt wie mit Weinrich 1979 und Krusche 1983 und ist auch auf **Wierlacher** 1983a und 1983c nur beiläufig eingegangen. Im Bereich der sprachlich-kulturell orientierten Ausländerpädagogik hätte man zumindest die Aufarbeitung von Rehbein 1985 und Reich 1982 erwartet; außerdem wäre es nützlich gewesen, die vorgetragenen Überlegungen zu den älteren Theorien von Hall 1964 und Gumperz 1979 in Beziehung zu setzen."

Dem kann ich nur zustimmen\* Ich fühle mich jedoch entlastet durch die Platzierung meines Referats - räumlich und zeitlich. Es soll zwar keine festliche Intrada sein, aber es geht doch um allgemeinere Überlegungen und Beobachtungen, dem Streit der Schulen eher entrückt, vorgetragen ohne das differenzierte Wissen, aber auch ohne die disziplinierenden Grenzmauern des Faches,, mit der Unbefangenheit des Dilettanten.

#### *Annäherungen an das Thema*

Mit dem Slogan "Kultur kontrastiv" habe ich mich unter das Dach der ganzen Tagung gestellt, das freilich so weiträumig ist, daß sich sehr Verschiedenartiges darunter abspielt. "Kultur kontrastiv" - man tut gut daran, zunächst einmal die vorwissenschaftliche Binsenwahrheit herauszustellen, daß das Konzept Kultur immer kontrastiv generiert wird, ja weitergehend, daß das Kontrastive ein allgemeiner Modus der Erfahrung ist, dem wir nicht entgehen. Definieren heißt abgrenzen, und es ist unmöglich, von irgendetwas zu sagen, was es ist, ohne gleichzeitig (stillschweigend oder explizit) zu bestimmen, was es nicht ist.

Kulturen erfahren sich als Einheit in der Abgrenzung gegen andere Kulturen, die entweder als solche klassifiziert werden oder die man dem unbestimmten Feld des Anderen, des Fremden - nicht selten mit entschiedener Abwertung: des Barbarischen zuweist. Und andere Kulturen werden erfahren vor dem Hintergrund der jeweils eigenen: Kultur kontrastiv. Hier, im Kontext dieser Tagung, steht die Formel jedoch für methodische Versuche, jenen Erfahrungsmodus in eine kontrollierte didaktische Brücke zu transformieren, also (ich zitierte einen Aufsatztitel von Gerhard Neuner) "Kontrastivität als Element der curricularen Planung"<sup>1)</sup> zu nehmen und Lernschritte aus der Kontrastivität zu entwickeln. Die Versuche mit der kontrastiven Grammatik haben inzwischen einen hohen Differenzierungsgrad erreicht. Diese kontrastive Grammatik ist Teil der kontrastiven Kulturerfahrung, deren semantische und Gebrauchsdifferenzierungen aber den Bereich der herkömmlichen Grammatik weit überschreiten.

Kultur kontrastiv: das zielt auf den Versuch, das Verständnis einer Kultur (im Bereich DaF ist das die deutsche Kultur) nicht zum deutschen Einheitspreis zu verkaufen, sondern fremde Währungen zuzulassen und die Wechselkurse sorgsam auszuhandeln.

In meinem Referat habe ich den allgemeineren Titel präzisiert durch den Zusatz: Exotismus und interkulturelle Kommunikation. Damit scheinen Pole angesprochen zu sein, die eine Entwicklung markieren. Lernvorgänge sieht man in der Progression vom Exotismus zur interkulturellen Kommunikation, also vom distanzierten Interesse, der Teilnahme aus der Ferne bis hin zum dichten, belastbaren Kontakt in voller Unmittelbarkeit. Damit ist ein Modell historischer Entwicklung anvisiert (von der Chinoiserie zum deutsch-chinesischen Wirtschaftskontakt beispielsweise), aber auch ein Modell

individueller Entfaltung. Nur: bei genauerem Zusehen erweist sich dieses Modell als weniger glatt, die Entwicklung als weniger eingleisig.

Es fängt auch keineswegs mit dem Exotismus an. Voraus geht in vielen Fällen eine Abgrenzung von dem und den Fremden, dem und den Anderen, die zwischen Gleichgültigkeit und Abwertung liegt. Exotisierung ist in vielen Fällen ein erster Schritt des Vertrautwerdens, es ist - paradox gesprochen - Empathie auf Distanz. An der europäischen Geschichte der Indianerbegeisterung, die von ihrem Objekt durch Weltmeere getrennt und geschützt war, könnte man das nachweisen. Die exotische Begeisterung verkommt zwar schnell zur Ideologie, tarnt in diesem Fall kolonialistische Haltungen; aber das ändert nichts daran, daß zunächst die Faszination der Entdeckung die Erkenntnis prägt und trägt. Exotisierung hebt die andere Kultur aus dem Grau des Gleichgültigen heraus, gibt ihr Farbe (meist etwas zuviel Farbe!), ist eine notwendige Verfremdung, wo ein bislang ausgeblendeter Bereich überhaupt ins Blickfeld geraten soll.

Damit ist aber schon angedeutet, daß das Prinzip interkultureller Kommunikation im Grunde nicht von allem Exotismus abgeschnitten werden kann. Interkulturelle Kommunikation funktioniert ja nur teilweise durch Aneignung und Übernahme, also durch ausgleichendes Zurücknehmen der Differenzen. Im wesentlichen funktioniert interkulturelle Kommunikation durch die Anerkennung der Differenz. Das Exotische muß vertraut gemacht, das scheinbar Vertraute aber auch immer wieder exotisiert werden. Nur in kontinuierlicher Verfremdung ist erreichbar, daß Kommunikation wirklich interkulturell bleibt. Wo die Faszination des Entdeckens nicht erneuert werden kann, ergeben sich zwar eingespielte Formen des Austauschs, aber es kommt keine Kommunikation zustande, die

man als interkulturell bezeichnen kann, die also nicht nur auf die Schnittmengen eingeschränkt ist, sondern gerade aus der Spezifik der Kulturen und damit aus deren Differenzen ihren Gewinn zieht.

*Ein binnenexotisches Beispiel*

Dies sind sehr allgemeine Feststellungen, die ich an einigen Beispielen konkretisieren, näher bestimmen und auch variieren möchte. Ich beziehe mich dabei zunächst auf eine ethnische Gruppe, die bekannt ist, obwohl sie in der ausländerpädagogischen Literatur nie auftaucht: die Tiroler. Ich wähle dieses Beispiel einmal, um zu meiner begrenzten Kompetenz zu stehen, aber auch, weil an diesem Beispiel ganz unspektakulär das Scheitern interkultureller Kommunikation deutlich zu machen ist. Wenn ich "interkulturelle" Kommunikation sage und dabei an die Begegnung anderer deutschsprachiger Gruppen mit Tiroler Bergbewohnern denke, dann ist dies teilweise eine ironische Zuspitzung, teilweise stelle ich aber damit auch einfach den Sachverhalt in Rechnung, daß der Kulturbegriff nicht stillzustellen ist: innerhalb der Kulturen gibt es wieder Kulturen, an denen - zumindest versuchsweise - ähnliche Probleme wie am Beispiel größerer Kulturen durchgespielt werden können.

Zunächst soll die Rede sein von der Entdeckung der Tiroler - stellvertretend für die Alpenbewohner insgesamt. In einer Zeit, in der die Außenpositionen von Touropa und Neckermann noch in die letzten, entlegensten Weltteile vorgeschrieben sind, ist es schwer vorstellbar, daß etwas so Nahes entdeckt werden mußte. Und doch waren die Bewohner abgelegenerer mitteleuropäischer Landschaften bis zum Ende des 18. Jahrhunderts kaum in das allgemeine Blickfeld getreten. Die Entdeckung war einmal der administrativen Neu-

gier der Aufklärer zuzuschreiben, bei den Tirolern auch dem politischen Interesse an dem Volk, das sich als Franzosenfeind profiliert hatte. Aber über diese nüchternen Interessen und Orientierungen wölbte sich rasch eine andere Form der Begegnung; die exotisierende Durchdringung realer Kontakte, die betonte Hinwendung zum aufregend Fremden und Anderen: Entdeckung als Exotismus.

Die Tiroler - das war nicht irgendeine Bevölkerungsgruppe, sondern die Tiroler galten als Repräsentanten einer anderen Zeit, einer anderen Kultur, einer anderen Welt, von der man sich faszinieren ließ. Noch Friedrich Theodor Vischer, der Tübinger Ästhetik-Professor, der sich später durchaus ironisch und selbstkritisch über die verbreitete Alpenbegeisterung äußerte, war zunächst in dieser Haltung gefangen:

"Von Linz trat ich eine Fußreise nach Salzburg und Tirol an, ich sah zum erstenmal im Leben Hochgebirge, wilde Pässe, Riesenkampf zwischen Wasser und Fels, Alpen- und Sennerleben, Bauernvolk von noch ungebrochenem schwunghaften Schlage, freiem, frischem Wesen, stolzer Haltung und Schritt, malerischer Tracht. Ich war wie elektrisiert, in jedem Nerv gehoben, entzückt über diese unbekante, neue Welt von Poesie."<sup>2)</sup>

Das beherrschende Motiv der Entdeckungsreisen (und individuell werden solche Entdeckungsreisen ja immer wieder neu gemacht!) ist also die Faszination des Fremden, des Anderen - das allerdings in einen Bezug zum Eigenen gesetzt wird: entdeckt wird eine Möglichkeit, eine entschwundene Möglichkeit vielleicht des eigenen Selbst - das Ungebrochene, Schwunghafte, Vitale, Ursprüngliche.

Dies ist nicht nur ein Erlebnißmodus, sondern auch ein zwingender Kommunikationsrahmen, welcher den Einheimischen, den Tirolern in diesem Fall, eine bestimmte Rolle zuweist

Hermann Bausinger

und sie auf diese Rolle fixiert. Die Rolle wird von ihnen akzeptiert, allerdings zunächst nur als prätendierte, zeitweilige, berechnete - nicht eigentlich als Teil der eigenen Existenz. Heinrich Heine, ein besonders scharfer Beobachter auch in diesem Bereich, schrieb schon 1829:

"Der Tyroler hat eine Sorte von lächelndem humoristischen Servilismus, der fast eine ironische Färbung trägt, aber doch grundehrlich gemeint ist. Die Frauenzimmer in Tyrol begrüßen dich so zuvorkommend freundlich, die Männer drücken dir so derb die Hand und gebärden sich dabei so putzig herzlich, daß du fast glauben solltest, sie behandelten dich wie einen nahen Verwandten, wenigstens wie ihres Gleichen; aber weit gefehlt, sie verlieren dabei nie aus dem Gedächtnis, daß sie nur gemeine Leute sind, und daß du ein vornehmer Herr bist, der es gewiß gern sieht, wenn gemeine Leute ohne Blödigkeit sich zu ihm herauflassen. Und darin haben sie einen naturrichtigen Instinkt; die starrsten Aristokraten sind froh, wenn sie Gelegenheit finden zur Herablassung, denn eben dadurch fühlen sie, wie hoch sie gestellt sind."3)

Hier kommt die soziale Seite des Exotismus ins Spiel: die distanzierte Herablassung bei aller Nähe - und die berechnend-freundliche Haltung der anderen Seite, für die Heine den Ausdruck 'Herauflassung' findet.

Es gibt viele weitere Belege zu diesem bewußt gespielten Spiel - Skizzen etwa und kleine Witze in den "Fliegenden Blättern" aus der Zeit nach der Jahrhundertmitte. Da ist beispielsweise eine "Gasthausszene in Tirol" dargestellt. Der Gast, unverkennbar ein preußischer Tourist, sitzt am Tisch; der Wirt steht in Tracht daneben. Der zugehörige Text: "Guten Abend, mein Herr!", sagt der Wirt "wünschen Sie über Nacht hier zu bleiben?" - Darauf der Tourist: "Ja. Aber warum dutzest du mich nicht?" - Der Wirt geht auf die Anforderung ein: "Willst auch was zum Essen?" - Der Tourist bejaht, und der Wirt sagt darauf zur Kellnerin: "Sie, Stanzi, holen Sie für diesen Herrn gleich eine Flasche

Wein!" - Der Tourist, überrascht: "Warum sprichst du denn das Mädels mit 'Sie' an?" - Darauf der Wirt: "Weißt, bei uns da sagt man halt nicht mehr 'Du' zueinander. So grob sind wir nur mehr mit den Herren Engländern und Norddeutschen, oder auf besonderes Verlangen." - In einer anderen Nummer dieser Zeitschrift finden sich bildliche Darstellungen von Sennen, Almhirten. Auf einem Bild sind sie droben auf der Alpe im Umkreis ihrer Arbeitsstätte, auf dem anderen als Alpentertel verkleidet unten in der Stadt. Dazu sind zwei Lieder abgedruckt, die kontrastiert werden. Oben auf der Alm singen sie:

"Da Teufi soll's Almaleb'n hol'n!  
Du kriegst net amal an Branntwein,  
Aa wann d'n kunst zohl'n!  
Hoi die, hoi, dieeeeh!  
Muuuh!"

Unten in der Stadt dagegen lautet das gleiche Lied:

"Ein Himmel ist's auf der Alpe da droben!  
Frei jauchzet der Geist auf,  
Still selig erhoben!  
Hoi, die, hoi dieeeeh!  
Juchuuu!"<sup>4)</sup>

Die zugewiesene Exotenrolle wird also, in freundlicher Aufmachung, gespielt; im Lauf der Zeit wird sie sogar übernommen, angeeignet - aus der Verklärung wird Selbstverklärung. Aber je starrer das Bild fixiert bleibt, umso mehr verliert es an exotischer Qualität, die ja immer auch das Moment der Überraschung, des Unbegriffen-Fremden einschließt.

Es wäre nicht schwierig, an Dutzenden von Beispielen zu zeigen, wie dann Versuche von beiden Seiten gemacht werden,



Hermann Bausinger

die Exotisierung zu erneuern. Je mehr das Fremde in seiner Spezifik, seiner Unbegriffenheit und auch Bedrohlichkeit abhanden kommt und in die starre Struktur von Fremdenverkehrsprospekten und Tiroler Abenden gebannt bleibt, umso mehr überschlagen sich die Versuche, das Echte, das Urwüchsige doch noch zu bieten und doch noch zu finden. Aber das Echte ist immer nur die falsche Übertrumpfung des Falschen von Gestern, und noch die Düsseldorfer Touristin, die, um Exotik hautnah zu erfahren, mit dem urigen Skilehrer ins Bett geht, kriegt in der Regel spätestens dort mit, daß es sich um einen Tübinger Sportstudenten handelt, der gerade sein Praktikum absolviert. "Vergebliche Brandung der Ferne" hat Hans Magnus Enzensberger seine Studie zum Tourismus schon vor fast 30 Jahren überschrieben<sup>5)</sup> - in der Tat: Exotismus ist hier zur Spielregel gemacht, aber es ist Exotik aus zweiter Hand, aus der Retorte.

#### *Fremde als Lernfeld*

Da sich der Einsatz von DaF-Kräften in Tirol in Grenzen hält und da kein unmittelbarer Bedarf an einer kontrastiven deutsch-tirolischen Kulturgrammatik besteht, verlasse ich die alpinen Zonen. Ich habe absichtlich dieses Beispiel verwendet, das noch nicht vom Neben- und Gegeneinander verschiedener Unterrichtsmethoden beeinflusst ist. Ich habe es verwendet, um die nur scheinbar simple Beziehung zwischen Exotismus und interkultureller Kommunikation etwas zu komplizieren und genauer auszuleuchten.

Ich gehe zu einem anderen Bereich über, in dem die Fremde nicht nur Erlebnisraum ist, sondern bewußt gesuchtes (und oft: besuchtes) Lernfeld; damit komme ich zu dem Bereich,

in dem das Fach oder Teilfach 'Deutsch als Fremdsprache' seine Aufgabe hat.

Ausgangspunkt: Jemand lernt Deutsch. Zum Teil geschieht dies im Simulationsraum eines Klassenzimmers, das Hunderte oder Tausende von Kilometern entfernt ist; in vielen Fällen aber auch in Deutschland. Dann gilt, was Bernd-Dietrich Müller-Jacquier so ausgedrückt hat: "Der Lerngegenstand ... ist gleichzeitig der Handlungsrahmen, in dem man sich bewegen muß, als hätte man dessen Grundzüge schon verstanden."<sup>6)</sup> In beiden Fällen wird das Lernen nicht nur begrenzt durch die natürliche Aufnahmekapazität und durch die Tücken der Vergesslichkeit; in beiden Fällen treten bei den Lernfortschritten Störungen ein, die man, wenn man den Begriff weit nimmt, als Interferenzen bezeichnen kann: Beeinflussungen im Lernbereich durch die Ausstrahlungen des Herkunftsbereichs.

János Juhasz, dessen Werk über die Probleme der Interferenz<sup>7)</sup> noch immer grundlegend ist, hat zwei Arten von Interferenz unterschieden. Einmal ist damit zu rechnen, daß sich das sprachliche System, in dem jemand sozialisiert wurde, insgesamt gegen die Konkurrenz zur Wehr setzt. Zum anderen aber - und dies sind dann die oft besprochenen Einzelfälle der Interferenz - geht es darum, daß Inhalte und Strukturen der einen Sprache auf die andere einwirken. Ein Deutsch-Dozent in Oxford bekommt von einer englischen Schülerin den Satz serviert: "Der Gong rang zum zweitenmal" - eine simple Interferenz. Er, der aus Deutschland stammend, aber schon lange in England lebende Dozent merkt, daß hier etwas nicht stimmt. Er korrigiert: "Der Gong ringte zum zweitenmal." Erst später, zuhause, wird ihm klar, daß auch er einer Interferenz erlegen ist.

Interferenzen äußern sich aber nicht nur im Sinne des Träg-

Hermann Bausinger

heitsgesetzes, also dadurch, daß etwas aus der Herkunftslandschaft als Hindernis beim Fortschritt im neuen Sprachgelände auftaucht. Im Gegenteil: Wer sich der fremden Sprache öffnet, trägt seine Bereitwilligkeit manchmal zu weit vorwärts. Wenn eine Studentin aus dem Fernen Osten einen motorisierten Briefträger als "Postgraduierten" bezeichnet, dann ist die Ursache nicht ein falsches Bremsmanöver, das seinen Ursprung in der Herkunftssprache hat, sondern die Fehlleistung entspringt dem Eifer des Übergangs - strukturell vergleichbar dem Phänomen hyperkorrekter Aussprache, das wir bei regionalen oder sozialen phonetischen Unterschieden kennen.

Derartige Fehler betreffen zwar Punkte innerhalb eines Sprachsystems, aber sie sind weithin punktuell korrigierbar. In vielen Fällen jedoch verweisen sprachliche Interferenzen unmittelbar auf kulturelle - ja es gibt kulturelle Interferenzen, die sprachlich gerade *nicht* in Erscheinung treten. Ich denke an die sogenannten "Isomorphismen", bei denen ein Wort der fremden Sprache unmittelbar, gewissermaßen naiv, einem Wort der eigenen Sprache gleichgestellt wird, ohne daß der qualitative Unterschied reflektiert würde, der die eigentliche Bedeutung markiert. "Platz" und "piazza" - das sind Entsprechungen, und natürlich ist "Platz" mit "piazza" nicht falsch übertragen; aber das mechanische Wechselspiel roter und grüner Phasen oder auch die majestätische Leere eines Platzes wird dann einem Zentrum lebendigster Kommunikation gleichgestellt. Es besteht also die Gefahr, daß in der - an sich richtigen - Übersetzung die eigentliche Qualität eines solchen Begriffes verloren geht.

Wie sich die Bedeutungen und Deutungen unmerklich verschieben, weil Kontextualisierungshinweise nicht verstanden werden oder weil ein einzelner sprachlich-kultureller Befund

der fremden Kultur ohne Brechung ins Deutungssystem der eigenen Sprache und Kultur einbezogen wird - auch dafür gibt es viele Beispiele. Müller-Jacquier erzählt in einem neuen, noch nicht publizierten Aufsatz<sup>8)</sup> von der Äußerung einer Brasilianerin am Ende eines längeren Deutschlandaufenthaltes, die sich mit deutschen Begrüßungsformeln auseinandersetzt: "Sie begrüßen nur die Hand und geben keinen Kuß", schreibt sie; dazu kommen noch einige Variationen zu dem Thema, und schließlich resümiert sie: "Ich habe nie gesehen, daß eine Frau einem Mann einen Kuß gibt, kein Gefühl, ich habe keine Liebe gesehen." Ich will keineswegs ausschließen, daß hier ein kollektives Manko der deutschen Kultur anvisiert ist; das Operieren mit Funktionsäquivalenten, also in diesem Fall die Gleichung zwischen Handschlag und Kuß, wäre sicher nur die halbe Wahrheit. Aber die von der Brasilianerin verwendete Kausalerklärung: nur ein Handschlag, also Gefühlskälte, entstammt dem brasilianischen und nicht dem deutschen Kontext.

Man hat freilich mit Recht darauf hingewiesen, daß solche Interferenzfehler vielfach notwendige Fehler sind. Notwendig nicht nur im Sinne von zwangsläufig und unvermeidbar, sondern auch im Sinne von: psychologisch sinnvoll, da sie eine "identitätsstabilisierende Funktion" haben können<sup>9)</sup>. Dies darf freilich den Versuch nicht ausschließen, solche Verkürzungen und Verbiegungen aufzubrechen. Das ist sicher dann leichter, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß auch wir häufig solche falschen Einordnungen treffen: Robert Lado hat dies am Beispiel des Stierkampfs gezeigt, der bei Nicht-Spaniern - auch bei Anhängern mörderischer Pferderennen, Sportfischern und Froschschenkelessern - oft lediglich die selbstgerechte Assoziation besonderer Grausamkeit auslöst, weil ihnen die kulturinternen Bedeutungen fremd bleiben.<sup>10)</sup>

Hermann Bausinger

Die Notwendigkeit verkürzter, das Fremde an der kurzen Leine des Eigenen führender Deutungen scheint gerade in den Anfangsstadien der Erkundung und Erfahrung des Fremden besonders groß. Max Frisch hat in einem Tagebucheintrag notiert, daß ein fremdes Land immer "etwas Befreiendes, Erfrischendes" hat, weil man "in einem fremden Land nicht meint, man müsse allem gegenüber eine heimatliche Übereinstimmung empfinden"<sup>11)</sup>. Das ist die befreiende Funktion des Exotischen, das neue Horizonte öffnet und neue Erfahrungen nicht gleich in starren Kategorien begräbt. Aber in dem Maße, in dem jemand darauf angewiesen ist, auf Zeit oder Dauer wirklich in einem fremden Land zu leben, wird diese positive, befreiende Erfahrung begleitet von Unsicherheit, von einer exzentrisch wirkenden Relativierung der Maßstäbe. Eben dies aber ruft das Bedürfnis nach eindeutigen, generalisierenden Zuordnungen, nach typologischen Befunden (zu denen auch Stereotypen und Vorurteile gehören) hervor.

Als ich vor einigen Jahren vor dem Austausch mit einem amerikanischen Folkloristen stand, konnte ich diesen noch hier in Deutschland in Empfang nehmen. In den beiden Tagen, an denen wir zusammen waren, sagte er mir mindestens viermal, daß amerikanische Autofahrer langsamer, ruhiger, unfallfreier, weniger hektisch, souveräner fahren als die verrückten Deutschen. Der empirische Gehalt dieser Feststellung ist umstritten - die jüngste Nummer des Journal of Popular Culture enthält einen Artikel über "American and German Driving Habits"<sup>12)</sup>, der genau auf den gegenteiligen Befund hinausläuft, also Rückgang der Unfallziffern und aggressiver Fahrgewohnheiten in der Bundesrepublik Deutschland, Zunahme in den USA (mich hat der Artikel so in nationale Euphorie versetzt, daß ich auf der anschließenden Heimfahrt beinahe mit 110 Stundenkilometern eine

rote Ampel überfahren hätte). Aber Statistik hin, Empirie her - kehren wir zurück zu meinem Austauschpartner. Warum erzählte er mir das? Ich erwog verschiedene Möglichkeiten: Da er mich als abschreckendes Beispiel deutscher Seßhaftigkeit kannte, wollte er mir vielleicht die überseeische Mobilität erleichtern. Aber in anderen, wichtigeren Punkten gab er mir keine fürsorglichen Ratschläge - diese Interpretation war falsch.

Eine zweite Überlegung war, daß er vielleicht ein besonders wertvolles Auto besitze, das er mir nicht ohne mehrfach täglich verabreichte Warnungen überlassen wollte. Diese Annahme erwies sich leider als trügerisch: der Wagen, der mir zur Verfügung stand, war ein sehr bejahrter und sehr simpler Ford, der an seiner Karosserie Anzeichen einer Identitätsneurose aufwies und den ich nur mit größeren Mengen Isolierband und Leukoplast über die Runden brachte.

Nachträglich komme ich zu einer ganz anderen Deutung: daß das Problem gar nicht in Amerika lag, sondern in Deutschland. Die wiederholte Kontrastierung meines amerikanischen Kollegen war der typologisierende Versuch, die deutschen Dinge auf einen Nenner zu bringen, der Exotik zu begegnen, Fremde zu vermessen in einem, wie ihm schien, repräsentativen Bereich.

Es gibt einen gewissermaßen klassischen Fall, in dem der Zusammenhang von exotischer Erfahrung und typologischem Bedarf deutlich wird. Als Bert Brecht nach Amerika kam, fühlte er sich (so notierte er in seinem Arbeitsjournal) ausgesetzt und verlassen - "als hätte man mir den Führer weggenommen gerade beim Eintritt in die Wüste"<sup>13</sup>). Wenig später faßt er seine exotische Erfahrung in expressiv-absurden Bildern zusammen: er fühlt sich wie "Franz von Assisi im Aquarium, Lenin im Prater, eine Chrysantheme im Bergwerk

Hermann Bausinger

oder eine Wurst im Treibhaus"<sup>14)</sup>. Da die Niederschrift vor der Katastrophe von Harrisburg erfolgte, ist wohl mit allen Metaphern, auch mit der "Wurst im Treibhaus", ein Unzustand anvisiert, das 'Neben-der-Kapp-sein', die totale Verunsicherung.

Diesen Journalnotizen stehen aber rational reflektierende Äußerungen genug gegenüber, Versuche, das amerikanische Leben auf einen oder ganz wenige Nenner zu bringen. Bert Brecht sitzt zu Gericht über die amerikanische Gesellschaft. In der Nähe zwar kann er das Positive nicht ganz wegschieben. Die Nachbarn "sind freundlich und schnüffeln nicht", und "sie haben nicht das verkniffene neurotische Wesen der deutschen Kleinbürger, noch die Unterwürfigkeit und Überheblichkeit. Sie bewegen sich freier, mit mehr Anmut und keifen nicht". Aber dann kippt die Argumentation um: "etwas Leeres und Bedeutungsloses" sei an ihnen, weil eben in dieser Gesellschaft "etwas Unedles, Infames, Würdeloses allem Verkehr von Mensch zu Mensch anhaftet und von da übergegangen ist auf alle Gegenstände, Wohnungen, Werkzeuge, ja auf die Landschaft selber. Ein Mann, in der Frühe im Garten ein Band Lukrez lesend, wäre ein abgeschmackter Anblick, eine Frau, ihr Kind nährend, etwas Fades."<sup>15)</sup>

Kultur kontrastiv: da man hier in Deutschland jederzeit eine große Zahl Lukrez lesender Kleingärtner beobachten kann, bedarf die Passage kaum umständlicher Erläuterung. Was Brecht hier unternimmt, ist ein Versuch, die amerikanische Gesellschaft aus dem kapitalistischen Bedingungsrahmen allein zu verstehen, allgemeiner gesagt: seinen typologischen Bedarf zu befriedigen und das fremde Gelände begehbar zu machen - "Vorwissen als Schutzimpfung", wie es Günther Grass in seinen "Kopfgeburten" einmal ausdrückt.

Dies ist nichts Singuläres - und gerade auch der Versuch,

ein Land, eine Gesellschaft aus *einem* Punkt zu begreifen und aufzuschließen, wird immer wieder gemacht. An unserem Institut führten wir ein Projekt mit dem Titel "Kultur kontrastiv" durch, in dem japanische, US-amerikanische und griechische Studentinnen und Studenten über ihre Eindrücke von deutschem Alltagsleben befragt wurden<sup>16)</sup>. Dabei kam es zur Begegnung mit einem japanischen Studenten, der sich nach einiger Zeit in Deutschland eine Bibel gekauft und diese studiert hatte, weil er sich von hier Aufschluß über die Gesellschaft der Bundesrepublik erhoffte, die ja doch vorgibt, eine abendländisch-christliche zu sein. Es liegt auf der Hand, daß dies nicht gelingen konnte - nicht nur wegen der Widersprüchlichkeit der Bibel, sondern auch, weil - entgegen der offiziellen Ideologie - nicht nur eine weitgehende Entkirchlichung, sondern auch Säkularisationszüge das Leben und die Gesellschaft in Deutschland genau so prägen wie der christliche Grund.

Es ist wichtig, solche Beobachtungen zu typologisierenden Befunden rückzukoppeln an die eigenen Attitüden. Auch wir machen uns ja ein Bild vom Ausland und den Ausländern, auch von denen, die wir unterrichten. Und es sind nicht einmal nur naive Vorstellungen, die uns in die Quere kommen, sondern auch bemühte Überlegungen.

Kulturelles Lernen, darauf hat man oft hingewiesen<sup>17)</sup>, verläuft vom Ausgangs- zum Zielland, Deshalb liegt es nahe, die Lernenden dort abzuholen, wo sie sind. Nur: wo sind sie? Die Berichte über den Unterricht im Ausland und mit Ausländern sind voll von lehrreichen Fehlern, die hier nicht aufgelistet werden können, die ich aber doch andeuten will.

Da sind zunächst die Lehrbücher mit unangemessenen Inhalten, unangemessen nicht im Blick auf die deutsche Kultur, sondern



im Blick auf die Lernenden. "Auto - Reise - Urlaub - Hotel" - das ist ein zentrales Kapitel in vielen solchen Lehrbüchern; aber bei chinesischen Studierenden erregte dieses Kapitel nur Verwunderung, die nicht unbedingt produktiv war.<sup>18)</sup> Andererseits ist es sicher auch problematisch, Deutschland als Unbekannte auszublenden, lediglich die deutsche Sprache in indisches, afrikanisches, japanisches Milieu zu verpflanzen. Bringt es Sinn - so fragen Josef Grieghausen und Peter Seil<sup>19)</sup> -, wenn sich der afrikanische Onkel und die afrikanische Tante im afrikanischen Dorf auf Deutsch über afrikanische Elefanten unterhalten?

A propos Elefanten. Es sind nicht nur Bücher, die falsche Vorstellungen transportieren. Das Dilemma liegt nicht nur in der Streuung der Leser, der Lernenden, die durch ein einzelnes Buch ja nicht immer in der gleichen Weise bedient werden können. Manchmal sind es gerade Versuche mit gezielt kontrastivem Ansatz, die schief gehen. Edith Ihekweazu hat in sympathischer Offenheit und kluger Reflexion eine eigene Initiative kritisiert:

"Ich hatte die erste Literaturstunde in Nigeria unmittelbar nach meiner Ankunft zu geben. Der einzige Text, den ich zur Hand hatte, war ein Band 'Erzähler der Gegenwart'. Ich wählte Brechts Geschichte 'Herrn Keuners Lieblingstier' und machte Abzüge für die Klasse, die bereits zwei Jahre Deutsch hinter sich hatte. Ich stellte mir vor, daß ein Elefant in Afrika doch ein guter Anknüpfungspunkt sei, und hatte dann auch noch eine, wie mir schien, naheliegende Vergleichsebene im Sinn: die Emanzipation eines Kontinents durch 'List und Stärke'. Um es kurz zu machen: nichts ging; einen Elefanten hatte noch keiner gesehen, und von der Identifikation emanzipatorischer Qualitäten desselben keine Spur! Ich war auf meine eigenen Erwartungen betreffs des fremdkulturellen Erwartungshorizonts hereingefallen."<sup>2)</sup>

Das Beispiel läßt sich verallgemeinern: Wir schicken immer wieder unsere Elefanten aus, graue, starke, listige, eman-

zipative, und können nicht sicher sein, daß sie ankommen. Edith Ihekweazu wirft in diesem Zusammenhang die Frage auf, ob nicht gerade die Ausrichtung an den Adressaten zwangsläufig zur Ausblendung von Wichtigem, zur falschen Minimierung von Schwierigkeiten führe - mir scheint, mit Recht. Wer andere abholen will, wo sie sind, muß sich darauf einlassen, diesen Standort geduldig kennenzulernen - was einschließt, daß ich meinen Standort in der Erkundung dieses fremden Standorts mitanalysiere.

Von Karl Valentin gibt es einen vertrackten Dialog mit dem Titel "Die Fremden"<sup>21)</sup>, in dem der Querdenker Valentin einerseits zeigt, daß Fremde nicht immer fremd sind ("Fremd ist der Fremde nur in der Fremde"), andererseits, wie man auch als Einheimischer zum Fremden werden kann. Die Definitionen sind vielleicht nicht immer brauchbar ("wenn Fremde über eine Brücke fahren und unter der Brücke fährt ein Eisenbahnzug mit Fremden durch, so sind die durchfahrenden Fremden Fremde unter Fremden") - aber der Dialog von Valentin vermittelt doch die Einsicht, wie häufig, ja wie normal der Zustand ist, daß man fremd ist unter Fremden.

Genau dies ist auch die Konstellation im fremdsprachlichen Unterricht, auch und gerade in der eigenen Sprache. Gerig-hausen und Seel schreiben in diesem Sinne: "Unser Zugang zur Fremdheit der fremden Lerner bildet das Paradigma für den Zugang des fremden Lerners zur Fremdheit unserer Welt"<sup>22)</sup>. Ähnlich schreibt Wierlacher:

"Wenn alles Fremdverstehen auf Akten des Selbstverstehens beruht, ist es falsch, vom Lehrenden zu verlangen, sich grundsätzlich auf den Standpunkt des Ausländers zu stellen und in Forschung und Lehre

Hermann Bausinger

die eigene Position zurückzunehmen; ebenso falsch ist es, dem ausländischen Studenten die Mühe abnehmen zu wollen, seinerseits mit fremden Augen sehen zu lernen, damit er die eigene Verstehensposition ebenso wie diejenige seines Lehrers als eine Erwartungsrolle zu durchschauen lernt."23)

Die Rückkoppelung an die eigene Person, ans eigene Verständnis des Fremden, ist also in diesem Bereich kein fragwürdiger Reflex der 'neuen Innerlichkeit', sondern Bestandteil der Dialektik, die fremd und eigen immer wieder auswechselt und von der anderen Seite (mit-)betrachtet.

Das methodische Modell, auf das diese Dialektik hinausläuft, heißt Kooperation - noch genauer: action research, die tentative und kontrollierte Entwicklung der Lernschritte, die in Prozessen des Lernens ausgehandelt wird. Solche Kooperation ist immer ein Ernstfall, im Gegensatz zu einem Übermaß an Rollenspielen, auf die ausländische Studierende manchmal ähnlich reagieren wie jene Kinder im antiautoritären Kindergarten: "Müssen wir schon wieder spielen, was wir wollen?"<sup>24)</sup> Offenbar soll der Ernstfall des schwierigen Lebens in der fremden Kultur nicht zu oft durch programmierte Spielereien in Frage gestellt werden. Ob Ernst oder Spiel aber - es geht um interkulturelle Kommunikation als Kommunikation über Kulturen, um gegenseitige Relativierung und nicht nur um Fortschritte im Bereich der einen Kultur.

#### *Interkulturelle Kommunikation auf dem Prüfstand: Arbeitsmigranten*

Ich fasse mich in diesem letzten Abschnitt kürzer, nicht etwa, weil er unwichtiger wäre, sondern deshalb, weil vieles von dem Gesagten übertragbar ist. Allerdings sind, wenn von ausländischen Arbeitsmigranten die Rede ist, einige zusätzliche Merkmale und Probleme zu beachten: Sie leben

in einer Zwangssituation; der Aufenthalt in der Fremde ist nur bedingt frei gewählt. Sie stehen unter Handlungsdruck, stehen in Arbeits- und bürokratischen Zusammenhängen, in denen sie sofort reaktionsfähig sein müssen, von dem Moment an, in dem sie hier eintreffen. Sie sind in der Regel weniger isoliert, haben oft den Rückhalt einer 'Kolonie' (darunter ist nicht unbedingt geschlossene, segregierte Wohnweise zu verstehen; die Funktion der 'Kolonie' übernimmt häufig auch ein weiteres Netzwerk). Sie unterliegen beträchtlicher Verunsicherung hinsichtlich des Stellenwerts der deutschen Sprache und Kultur für sie: ist es ein zeitlich begrenztes Problem in einer Übergangssituation; ist es der Bereich, in den sie selber bis zu einem gewissen Grad hineinwachsen müssen; ist es die Kultur, in der sich ihre Kinder und Enkel zurechtfinden müssen? Dazu kommt noch ein sehr viel deutlicherer Ausdruck des Herrschaftsmomentes. Burkhardt Krause bezeichnete die "Abwertung des Fremden als der Kontrastfolie des Eigenen" als allgemeinen Modus des Umgangs mit dem und den Fremden - aber es ist klar, daß dies zunimmt mit wachsender sozialer und ökonomischer Asymmetrie.

Allerdings ist daran zu erinnern, daß eine solche betont abwertende Haltung nicht gängig war und vielleicht nicht einmal ist. Charakteristischer war die Gleichgültigkeit, das Ausblenden des Fremden - das implizit freilich auf Abwertung hinauslief. Wenn türkische Grundschul Kinder gezwungen waren, aus der Fibel zu buchstabieren, daß Schweine schnitzel gut schmeckt<sup>26)</sup>, dann war dies nicht eine sadistische Variante der Kultusbürokratie, sondern der Ausdruck allgemein fehlender Sensibilität: die Fremden waren noch gar nicht realisiert, als sie schon Jahre, fast Jahrzehnte im Lande waren.

Mit aller Vorsicht läßt sich sagen (und damit greife ich

Hermann Zausinger

ein Leitmotiv dieses Referats auf), daß Exotik auch hier mitunter als Schlüsselreiz fungierte - die pittoreske Andersartigkeit, die verlockende fremde Gastronomie, die neue Farbe in den Stadt- und Dorffesten hat die Existenz der fremden Bevölkerungsgruppen zunächst überhaupt ins Bewußtsein getragen. Dieser Schlüsselreiz ist noch keineswegs völlig abgestumpft, und zumindest in der Schule erschiene es mir angebracht, mehr noch als bisher daraus Nutzen zu ziehen, also beispielsweise deutsche Kinder vertraut zu machen mit der Kultur der Fremden über Lieder, Tänze, Erzählungen, und so die Eingleichigkeit aufzuheben zugunsten interkultureller Kommunikation.

Gleichzeitig aber muß freilich gesehen werden, daß gerade der Rückzug auf Folklore eine ausgrenzende Tendenz haben kann: die Ausländer werden auf den Bereich von Gyros und Zaziki, von Liedern und Tänzen fixiert, und ihre wirklichen Probleme, ihre alltäglichen Lebenswelten bleiben ausgeblendet<sup>27)</sup>. Dazu kommt, daß insbesondere die Medien längst eine düstere Variante des Exotischen als ungleich prickelnder und verkaufsfördernder entdeckt haben: die geheimnisvollen Kneipen und Spielhallen, in denen dunkle Geschäfte blühen, orientalische Lasterhöhlen zwischen Schmutz und erotischem Flair. Dieses Bild taucht im allgemeinen nicht in der offiziellen Berichterstattung über die sogenannten Gastarbeiter auf, wohl aber - als scheinbar belanglose und auch auswechselbare Szenerie - im "Tatort", im "Kommissar", in den Familienserien.

Ihrer Zusammensetzung nach ist die Bundesrepublik eine multi-kulturelle Gesellschaft. In ihrem Selbstverständnis und in der praktischen Kommunikation ist sie es nicht. Man braucht nur auf die Haltung der Rechtsinstanzen, der Bürokratie, aber auch der Massenmedien zu verweisen, um naiv-

optimistische Erwartungen zu widerlegen: Der Anteil von Fernsehsendungen in der Sprache der Arbeitsimmigranten erreicht bei weitem nicht deren Prozentanteil an der deutschen Bevölkerung, von einem Minderheitenschutz und Minderheitenprogramm ganz zu schweigen. Und es ist bekannt, daß die Katastrophenmeldungen über Tschernobyl nirgends in den fremden Sprachen verbreitet wurden - daß die Ausländerinnen und Ausländer dabei nicht viel versäumt haben und vielleicht weniger desinformiert wurden, ist richtig, aber es ist keine Entschuldigung.

Wie dünn auch noch immer die Ansätze zur multikulturellen Erziehung in der Schule und in der Erwachsenenbildung sind, ist bekannt, Versuche, die Zweisprachigkeit für ausländische Kinder obligatorisch zu machen, stoßen auf massive Hindernisse<sup>28)</sup>; Versuche, auch deutsche Kinder oder deutsche Erwachsene am gemeinsamen Lernen zu beteiligen, sind ebenso selten wie schwer. Immerhin ist hier auf verschiedene Ansätze zum Team-teaching und zum "Tandemlernen" zu verweisen.

Ein besonderes Problem ergibt sich dabei daraus, daß die meisten Ausländer auch in der eigenen Kultur nicht mehr gefestigt sind. Die dominierende Position ausländischer Kinder und Erwachsener ist nicht das Leben in zwei Kulturen, über die wählend und reflektierend verfügt wird, sondern das Leben in Zwischenwelten<sup>29)</sup>. Sie sind hier die Italiener und Türken, zuhause oft schon die Tedesci und Almançi. Sprachlich ist der Befund des Dazwischen oft registriert worden: als "Heimatlosigkeit in der Sprache" oder als "doppelseitige Halbsprachigkeit"<sup>30)</sup>.

Es erscheint mir notwendig, die in solchen Begriffen steckende Abwertung zu überdenken und zu revidieren. Sprach- und Kulturwissenschaften denken noch zu sehr von als geschlos-

sen (und meist statisch) verstandenen Kulturen her - Mischungen sind verpönt. Was aber sollte der türkische Junge, der abwechselnd ein paar Jahre in Istanbul und in Deutschland die Schule besucht hat, der nach Meinung seiner Eltern hier etwas Rechtes lernen soll, gleichzeitig aber schon mit 14 oder 15 für die ganze türkische Familie hier und zuhause mitverantwortlich ist, der also auch etwas verdienen muß - was sollte er sich aufbauen als *seine* Kultur, seine Lebenswelt zwischen den Kulturen?<sup>31)</sup> Und wo anders sollte sich der heimkehrorientierte Sizilianer wiederfinden, der feststellt, daß er zuhause, im inzwischen veränderten Dorf, nicht mehr Fuß fassen kann und deshalb wieder in die Bundesrepublik fährt, wo anders sollte er sich einrichten als in einer Zwischenwelt?<sup>32)</sup>

Dies ist eine andere Fremde als die einer fremden Kultur, die man vorübergehend aufsucht, während man sich der eigenen unverbrüchlich zugehörig weiß - es ist potenzierte Fremde, in der ein Großteil der Migranten lebt. Das scheinheilige Argument, man müsse sie heimschicken, daß sie ihrer Kultur nicht entfremdet werden, übersieht bewußt, daß diese Entfremdung längst vollzogen ist - trotz dem oft bewundernswerten Zusammenhang der jeweiligen 'Kolonie'.

Die Forderung nach kultureller Identität fungiert nicht selten als Ausgrenzung - oder sie hält ein kompensatives Angebot bereit, das den Ausländern ihre 'Kulturhoheit' belassen will, während sie ihnen gleiche Rechte und Chancen in anderen Bereichen verweigert. Trotzdem ist diese Forderung nicht falsch, und die Aufforderung, Zwischenwelten nicht zu denunzieren, bedeutet nicht, sie als ideal hinzustellen. Lothar Baier hat kürzlich ironisch festgestellt: "Der beamtete Philosophieprofessor, der die Hingabe an das grenzenlos Strömende predigt, hat ... gut reden, wenn er

aus sicherer Entfernung triumphierend für vagabundierende Identitäten Partei ergreift" - und er fragt sehr direkt: "Wird er auch dann noch die 'Deterritorialisierung' predigen, wenn man ihn einmal selbst deterritorialisiert, ihm seine Ideologien, Schallplatten, Bücher, Anerkennungen und Gehälter entzieht?"<sup>33)</sup>

In der Tat: Die Schwebende, zu der manche Intellektuelle dispensiert sind, ist etwas anderes als die mühsame Zwischenwelt der Arbeitsmigranten. Es käme darauf an, ihnen die Chance zu geben, Zwischenwelten in gültige Identitäten überzuführen. Dies setzt, als Basisqualität, das Vermögen voraus, sie zu respektieren, nicht schwärmerisch wegen ihres exotisch anmutenden Andersseins, sondern trotz ihrem Anderssein. Adorno, der Schwieriges auch sehr einfach sagen konnte, schrieb einmal: "Liebe ist die Fähigkeit, Ähnliches an Unähnlichem wahrzunehmen"<sup>34)</sup>.

Dies ist ein feierlicher Schluß - einer, von dem die Zuhörer zu sagen pflegen, man solle ihn, weil er so weitreichend ist, im Raume stehen lassen - und da steht er dann und die Leute gehen nach Hause. Ich füge deshalb wenigstens hinzu, daß Liebe in meinem Kontext nichts Regressives meint, sondern die exotisierende Kraft, die Erstarrungen auflöst und Kommunikation zuläßt, nichts Privates, sondern auch gesellschaftliche Analyse, politische Konsequenz und pädagogische Anstrengung.



Anmerkungen

- 1) Kontrastivität als Element der curricularen Planung des Deutschunterrichts an den Schulen im Ausland: Beispiel Portugal. In: Jb. DaF 11, 1985, S. 252 - 270. In den Anmerkungen werden im wesentlichen nur Zitate nachgewiesen; weiterführende Literatur findet sich vor allen Dingen im Jb. DaF und in vergleichbaren Publikationen wie "Deutsch lernen" etc.
- 2) Vgl. Hermann Bausinger: Volkskunde. Von der Altertumsforschung zur Kulturanalyse. Berlin und Darmstadt 1971, S. 159 - 179.
- 3) Heinrich Heine: Reisebilder, 2. Teil, Kapitel XI. In: Sämtliche Werke, 2. Bd. Hamburg 1867, S. 51f.
- 4) Das Beispiel entnehme ich der Analyse von Utz Jeggle und Gottfried Korff: Zur Entwicklung des Zillertaler Regionalcharakters. Ein Beitrag zur Kulturökonomie. In: Zeitschrift für Volkskunde 70 (1974), S. 39 - 57; hier S. 46.
- 5) Vergebliche Brandung der Ferne. Eine Theorie des Tourismus. In: Merkur 12 (1958), S. 701 - 720.
- 6) Bernd-Dietrich Müller: Zur Logik interkultureller Verstehensprobleme. In: Jb. DaF 6 (1980), S. 102 - 113; hier S. 113.
- 7) Probleme der Interferenz. München 1970; vgl. vor allem S. 9f.
- 8) Bernd-Dietrich Müller: Sind interkulturelle Lernziele überprüfbar? Mschr. Manuskript, S. 2 - 5.
- 9) Hans Elbeshausen und Johannes Wagner: Kontrastiver Alltag - die Rolle von Alltagsbegriffen in der interkulturellen Kommunikation. In: Jochen Rehbein (Hg.): Interkulturelle Kommunikation. Tübingen 1985, S. 42 - 59; hier S. 49.
- 10) Robert Lado: Vergleichen zweier Kulturen - wie? In: Horst Weber (Hg.): Landeskunde im Fremdsprachenunterricht. München 1976, S. 57 - 71; hier S. 62 f.
- 11) Zit. nach Alois Wierlacher: Mit fremden Augen. Vorbereitende Bemerkungen zu einer interkulturellen Hermeneutik deutscher Literatur. In: Jb. DaF 9 (1983), S. 1- 16; hier S. 7.
- 12) Donald D. Hock: American und German Driving Habits. In: Journal of Popular Culture 19 (1985) No. 1, S. 91 - 98.
- 13) Bert Brecht: Arbeitsjournal, S. 210.

- 14) Ebd. S. 275.
- 15) Bert Brecht: Briefe an einen erwachsenen Amerikaner. In: Gesammelte Werke. 20. Bd. Frankfurt/M. 1967, S. 294 f. und S. 297.
- 16) Vgl. die Publikation: Ludwig-Uhland-Institut für empirische Kulturwissenschaft: Fremde Deutsche. Alltagskultur aus der Sicht ausländischer Studierender. Tübingen 1986.
- 17) Dieter Buttjes: Kultur und Identität. Landeskundliches Lernen im Bereich Deutsch als Fremdsprache. In: Zielsprache Deutsch 12 (1981), Heft 3, S. 2 - 10; hier S. 4 Vgl. auch: Bernd Thum: Auf dem Wege zu einer interkulturellen Germanistik. In: Jb. DaF 11 (1985), S. 329 - 341; hier S. 333.
- 18) Wolfgang Hieber: Vom Eigenkulturellen zum Fremdkulturellen - Vorschläge für eine Progression der Fremdheiten aus der Erfahrung des Deutschunterrichts in der Volksrepublik China. In: Jb. DaF 9 (1983), S. 181 - 193; hier S. 184.
- 19) Josef Gerighausen, Peter C. Seel: Der fremde Lerner und die fremde Sprache. Überlegungen zur Entwicklung regionalspezifischer Lehr- und Lernmaterialien für Länder der 'Dritten Welt'. In: Jb. DaF 10 (1984), S. 126 - 162; hier S. 144 f.
- 20) Edith Ihekweazu: Erschwerte Verständigung. Deutscher Literaturunterricht in der Dritten Welt. In: Jb. DaF 10 (1984), S. 86 - 106; hier S. 95.
- 21) Karl Valentin: Gesammelte Werke. Jubiläumsausgabe in vier Bänden. Bd. 1 Monologe und Dialoge. München 1981, S. 158 - 160.
- 22) J. Geringhausen, P. Seel. (wie Anm. 19), S. 148.
- 23) Mit fremden Augen (wie Anm. 11), S. 9.
- 24) Zur ernsthaften Funktion des Spielens im DaF vgl. Heide Wegener, Hans-Jürgen Krumm: Spiele - Sprachspiele - Sprachlernspiele. Thesen zur Funktion des Spielens im Deutschunterricht für Ausländer. In: Jb. DaF 8 (1982), S. 189 - 203; Rolf Ehnert: Zum Einsatz von Sprachlernspielen im Fremdsprachenunterricht Deutsch. Ebd. S. 204 - 211. Dort auch weitere Hinweise auf die einschlägigen Veröffentlichungen von Richard Göbl, Karin Kleppin etc.
- 25) Burkhardt Krause: Zentrum und Peripherie im europäischen Diskurs. Über die Verachtung peripherer Kulturen. In: Jb. DaF 11 (1985), S. 87 - 113; hier S. 103.
- 26) Vgl. Hans H. Reich: Interkulturelle Erziehung als Partner pädagogi-